

FRANK NUSSBÜCKER

111 GRÜNDE,

BOXYEN

ZU LIEBEN



VON FLIEGENDEN FÄUSTEN, MENSCHLICHEN DRAMEN
IM RING UND DER POESIE DES KÄMPFENS

SCHWARZKOPF & SCHWARZKOPF

FRANK NUSSBÜCKER

**111 GRÜNDE,
BOXEN
ZU LIEBEN**

**VON FLIEGENDEN FÄUSTEN,
MENSCHLICHEN DRAMEN IM RING
UND DER POESIE DES KAMPFES**

SCHWARZKOPF & SCHWARZKOPF

INHALT

Ein Wort zuvor oder:

Weil ich Dir in diesem Buch 'nen Schlag erzählen darf 9

Kapitel 1: Das Boxen in meinem Leben 13

Weil mit Ali und Onkel Rolf alles anfing | Weil ich beim Boxen zum ersten Mal gern die Turnhalle betrat | Weil mich mein erster Kampf lehrte, mit meiner Angst zu leben | Weil mir das Boxen in der Schule jedwede Langlebigkeit vertrieb | Weil ich doch noch zu Ali fand | Weil ich bei der Musterrangung neben Ali stand | Weil mir das Boxen ein guter Freund wurde | Weil mir das Boxen in Liebesdingen half | Weil ein gebrochener Kiefer meine Liebe für kurze Zeit zum Boxfan machte | Weil meine Tochter plötzlich kein Problem mehr damit hatte, dass ihr Vater k. o. ging

Kapitel 2: Der Größte 43

Weil »Der Schönste« der Schnellste war | Weil sich »Der Größte« im Ring häuslich niederließ | Weil er wusste, wann der Tanz zu Ende ist | Weil sich Ali nicht »hinrichten« ließ | Weil er auf die Zuschauer hörte, statt auf seine Ecke | Weil der beste PR-Mann ein Boxer war | Weil alle Welt in einen philippinischen Hexenkessel schaute | Weil sich zwei große Champs den vielleicht für alle Zeiten besten und härtesten Boxkampf lieferten | Weil das größte menschliche Drama in einem Boxring ausgetragen wurde | Weil der hochkarätigste Schwergewichtskampf aller Zeiten nie stattfand

Kapitel 3: Olympische Boxreportage aus vier deutschen Welten . . 71

Weil Boxsportreportage in den 1930ern freundlich ging | Weil Boxberichterstattung sehr entlarvend sein kann | Weil deutsche Boxer in der BRD wieder normale Sportler sein durften | Weil aus den siegreichen Kriegern von einst verwöhnte Wohlstandsbürger wurden | Weil westdeutsche Sportjournalisten sich vergeblich mühten, einen kubanischen Superstar zum US-Amerikaner zu machen | Weil nur die Politik den Größten der Amateure stoppen konnte

Kapitel 4: Der Meistertrainer von nebenan 87

Weil mein Freund Michel seinen Kampfsport fand | Weil er seine Freundin zur Welt- und Europameisterin machte | Weil Klasse auch Probleme mit sich bringt | Weil auch Lehrgeld dazugehört | Weil Michel sich nicht kaufen und seine Leute nicht hängen lässt | Weil Manuel zweimal hintereinander einen zukünftigen Weltmeister besiegte | Weil auch echte Schauspielkunst dazugehört | Weil er auch in einem Showkampf zu glänzen weiß | Weil Michel sich selbst treu blieb

Kapitel 5: Entscheidende Sekunden 115

Weil wenige Sekunden eines Kampfes einen ganzen Roman erzählen können | Weil sauteuer nicht immer saugut ist | Weil niemand so ehrlich ist wie ein Boxer direkt nach dem Kampf | Weil Sugar Ray Leonard einen umwerfenden Jab schlug

Kapitel 6: Legendäre Fighter und Fights (I) 127

Weil der Beste seinen »truesten« Gegner in der Heimatstadt fand | Weil nicht jeder Stier bereit ist, zu fallen | Weil Sugar Ray gegen Rocky fightete | Weil Zucker und Stein aufeinandertrafen | Weil die Größten ihr Konzept ändern können | Weil »Mi vida loca« der poetischste und schmerzvollste aller Kampfnamen ist | Weil Henry Maske »Amateur« geblieben ist | Weil Iron Mike eine eigene Liga darstellte ... | Weil er dennoch ein verletzlicher Mensch ist | Weil ein cooler Typ aus Pensacola die Gewichtsklassen in beide Richtungen aufmischte | Weil Roy Jones jr. betrogen und dadurch unsterblich wurde | Weil der größte Fighter keine markigen Sprüche braucht | Weil der Pac Man pure Energie ist | Weil ein Ausnahmeathlet das Schwergewicht lahmlegt

Kapitel 7: Rund um den Ring 171

Weil gute Ringsprecher Künstler sind | Weil das Boxpublikum keinen Firlefanz mag | Weil Werner Kastor die deutsche Stimme des Boxens ist | Weil englische Fans auch beim Boxen ihre Lieder haben | Weil Morbus Parkinson keine Boxerkrankheit ist | Weil ein Boxer mit all seinen Sinnen kämpft

Kapitel 8: Legendäre Fighter und Fights (II) 185

Weil Puncher boxen und Boxer punchen können | Weil knapp acht Minuten Boxen Millionen Boxfans nachhaltig in Atem halten können | Weil Marvelous tatsächlich fantastisch war | Weil auch Axel Schulz seinen großen Kampf hatte | Weil der Ossi dem Wessi aufs Maul haut und umgekehrt | Weil ein Boxkampf oft besser als sein Urteil ist | Weil Johnny Tapia und Denny Romero »the Battle for albuquerque« ausfochten | Weil Andy Holligan und Shea Neary um die Liverpoolscher Stadtmeisterschaft boxten | Weil Nehmen und Geben ähnlich spektakulär sein können | Weil Micky Ward und Arturo Gatti einander nichts und ihrem Publikum alles schenkten | Weil Vitali Klitschko gegen den Besten antrat | Weil ein Sieger nicht immer der Sieger ist

Kapitel 9: Das Training ist der Hauptkampf 227

Weil sich ein wahrer Meister nicht zu schade für Arbeit ist | Weil ein Gym bedeutet: Boxen atmen! | Weil ohne Fleiß kein Preis | Weil ein Meistercoach auch von seinen Schützlingen lernt | Weil Ossi-Trainer das deutsche Berufsboxen aufmischten

Kapitel 10: Meine Lieblings-Boxerfilme 241

Weil Boxer auch am Mikrofon schlagfertig sind | Weil sie sich auch auf offener Straße nicht blöd kommen lassen | Weil Boxer-Adel erdig ist | Weil »Wie ein wilder Stier« gedreht wurde | Weil »The Boxer« kein Film-Märchen erzählt

Kapitel 11: The Clones Cyclone 259

Weil Stadiongesang nicht gleich Stadiongesang ist | Weil es ein Boxer war, der seine verfeindeten Landsleute friedlich vereinte | Weil Barry McGuigan im Ring boxend Wort hielt | Weil er niemals lockerließ | Weil Barry bis weit nach dem Schlussgong ein Kämpfer blieb | Weil The End for Barry McGuigan nicht das Ende von Barry McGuigan ist

Kapitel 12: Die das Boxen in die Schrift stellen 281

Weil Bertolt Brecht einen ordentlichen Punch in den Fingern hatte | Weil Charles Bukowski der literarische Vater des Promiboxens ist | Weil Hank Chinaski niemals ein Promiboxer war | Weil Bukowski seinem Lieblingsfeind Hemingway am Ende die Hand reichte | Weil einer der tiefgründigsten Texte übers Boxen von einer Frau verfasst wurde | Weil Wolf Wondratschek mit Absicht Bert Brecht kopierte | Weil auch ein namenloser Journeyman seine Geschichte hat ... | Weil auch er eines Tages seine große Stunde erlebt

Kapitel 13: The fighting pride of Wales 305

Weil ein kantiger Waliser sich nicht besiegen ließ | Weil Joe Calzaghe mit 34 einen ungeschlagenen hungrigen Weltmeister alt aussehen ließ | Weil er einen bärenstarken Wikinger auf die Hörner nahm | Weil »The pride of Wales« schließlich doch noch die USA eroberte

Kapitel 14: Warum ausgerechnet Faustkampf? 319

Weil das Boxen aus vermeintlichen Opfern Helden macht | Weil sich Karl nicht gern reinlegen lässt | Weil Boxen keine Schunkelmugge ist | Weil jeder seine eigenen Gründe hat, zu boxen | Weil die Faszination die Kombination ist | Weil Stärke und Klugheit zusammengehören | Weil der Walk-in der Boxer selbst als reine Showeinlage seine einzigartige Energie entfaltet

Kapitel 15: Sieger durch K. O.: Das Boxen 341

Weil sich das Boxen nie ganz verbiegen lässt | Weil auch KZ-Häftling Nr. 9841 nicht vergessen ist | Weil Boxen die Seele gesund machen kann | Weil Fäuste manchmal für Frieden sorgen | Weil Bücherschreiben auch Boxen ist

»»*Er hat mal geboxt ...*«
»*Shit, das haben wir doch alle mal.*«

CHARLES BUKOWSKI: »HOLLYWOOD«

EIN WORT ZUVOR ODER:

**WEIL ICH DIR IN DIESEM BUCH
'NEN SCHLAG ERZÄHLEN DARF**

Liebe Leserin, lieber Leser, ich freue mich sehr, dich in diesem Buch zu begrüßen, welches ich aus der Tiefe meines Herzens heraus schreiben durfte. Seit ich am Nachmittag des 1. Oktober 1975 zufällig mit meiner Oma in der Wohnstube saß, just zu dem Zeitpunkt, als in Manila auf den Philippinen Muhammad Ali und Joe Frazier durch die Seile in den Ring kletterten und unser Fernseher genau das zeigte, liebe ich diesen Sport. Erst beim Schreiben dieser Zeilen wird mir klar, dass ich meiner Oma sehr dankbar sein muss. Ganz sicher *wollte* sie diesen Kampf sehen, denn nachmittags lief unser Fernseher gewöhnlich nicht und für gewöhnlich hatte ich als damals achtjähriger Stubenhocker nicht das Geringste mit Boxen zu tun.

Ich war ein ängstlicher Junge, der kaum etwas so sehr fürchtete, wie von anderen Jungen geschlagen zu werden. Wohl, weil man mir diese Angst ganz bestimmt ansah, verkündete mir der große Thomas auf dem Spielplatz gern, er werde mir bei nächster Gelegenheit »eine aufs Maul hau'n!«. Besonders gern redete er davon, wenn er ein paar Freunde um sich hatte.

»Ick breche nachts bei euch ein, wenn du schläfst, und dann biste dranne!«, drohte er mir eines Tages. Seitdem hatte ich große Angst vor ihm. Thomas war drei Jahre älter als ich, das heißt bei Steppkes: Er war mir körperlich haushoch überlegen. Dass es abgrundtief feige ist, einem deutlich Schwächeren Prügel anzudrohen, um sich

an dessen Angst zu weiden, sah ich damals nicht. Ich schämte mich, weil ich Angst vor Thomas und seinen Kumpanen hatte, und alles, was in irgendeiner Weise mit Prügeln zu tun hatte, zutiefst verabscheute.

Nun aber sah ich auf der Mattscheibe, wie diese beiden Männer gegeneinander kämpften. Sie belauerten und umtanzten sich, und der Kleinere griff unermüdlich den Größeren an, auch wenn der ihn mit seinen langen Armen zunächst gut von sich fernhalten konnte. Ich bewunderte beide wegen ihres Könnens und ihres Muts. Und natürlich schlug ich mich auf die Seite des Kleineren und wünschte mir sehr, einmal so unerschrocken zu sein wie er. Und natürlich auch, derart hart schlagen zu können, denn schon bald versetzte er dem Großen fürchterliche Treffer.

Was mich vor allem berührte, war der Fakt: Auch nach einer Vielzahl harter Schläge geht das Leben weiter. Traf einer den anderen, schüttelte der sich nur kurz, oder schlug *sofort* zurück! Irgendwie sagten mir diese Fernsehbilder: »Dieser blöde Thomas kann dir gar nichts, oder meinst du, er hat derart viel Dampf in seinen Fäusten wie einer dieser beiden Männer? Und wenn er tatsächlich kommt, um dich zu hauen, dann rei verdammt noch mal deine Arme hoch, dass er dich nicht am Kopf oder in den Bauch trifft. Und wenn er zuhaut, dann hau zurück, genau in jene Lücke in seiner Deckung, die sich auftut, wenn er dich schlägt!«

Ich war sehr traurig, dass der Kleine vor der letzten Runde aufgeben musste. Sein Auge war völlig zugeschwollen, der Mann total ausgepumpt, genau wie sein Kontrahent. Seit ich Joe Frazier und Muhammad Ali an diesem Nachmittag kämpfen gesehen hatte, ratterten die 14 Runden ihrer Begegnung als Endlosschleife an meinem inneren Auge vorbei. Ich zeichnete unzählige Bilder ihres Kampfes auf Papier, erfand ganze Generationen von Schwergewichtsweltmeistern, sah fortan jeden Boxkampf, den ich sehen konnte – und stand eines Tages in der von mir gehassten Turnhalle, meine bandagierten Hände zur Deckung erhoben, um meinen

allerersten Boxkampf zu bestehen. Genau wie vor jedem weiteren Kampf drohte meine Angst vor den zu erwartenden Schlägen, mich vor dem ersten Gong umzuhauen. Und wie erleichtert war ich jedes Mal, wenn der Kampf endlich begann und meine Sinne völlig anderes zu tun hatten, als mich furchtsam bibbern zu lassen.

Heute weiß ich, dass ich mit meiner treuen Begleiterin namens Angst keineswegs allein dastehe. Trainerlegende Cus D'Amato soll über sie gesagt haben: »Angst ist entweder dein bester Freund oder dein ärgster Feind. Sie ist wie das Feuer. Wenn du sie kontrollieren kannst, kann sie für dich kochen, dir dein Haus wärmen. Wenn du sie nicht kontrollieren kannst, wird sie alles um dich herum verbrennen und dich zerstören.«¹

Auch Schwergewichtsweltmeister Wladimir Klitschko weiß von ihr zu berichten: »Angst ist ein Geschenk der Natur. Sie gehört zu unserem Leben, sie kann unangenehm, manchmal schrecklich sein, einen aber auch vor einem Verhängnis retten. Denn Angst ist die Alarmanlage in unserem Körper. Sie macht uns aufmerksam, sie sorgt dafür, dass wir wach bleiben, um im Leben zu bestehen, um überhaupt überleben zu können. Darum geht es auch beim Boxen«, bekennt er in einem Interview mit der Zeitschrift *BoxSport*: »Ich vergleiche Angst immer mit dem Gift einer Kobra. Wenn du eine zu große Dosis davon bekommst, bist du tot. Eine richtig dosierte Menge kann einen Menschen aber auch heilen, einen Kranken gesund machen. Die Schlange ist ein Sinnbild dafür, sie kann dich umbringen, aber auch zum Leben erwecken. Es ist immer die Frage, wie du mit dem Gift umgehst. Genauso ist es mit der Angst.«²

Aber zurück zu mir: Durch hartes und vor allem fleißiges Training konnte ich irgendwann halbwegs gut boxen. Als mir jedoch klar wurde, dass aus mir nie ein DDR-Meister, ja nicht mal ein Bezirks-, Kreis- oder Stadtmeister würde, hängte ich meine Boxhandschuhe ans Bücherregal. Dort hängen sie bis heute. Zwei Paar, die ich nur runterhole, wenn meine dreijährige Tochter fordert: »Papa, boxen!« Zu einem echten Kampf würde ich sie nur überstreifen,

wenn eines Tages der »große Thomas« von damals vor meiner Tür steht.

Was seit dem Nachmittag jenes 1. Oktober 1975 bis heute unverändert blieb, ist mein nie erlöschendes Interesse an diesem Sport – und meine Dankbarkeit dafür, dass er mich am eigenen Leib lehrte, mit meinen Ängsten umzugehen. An alledem – und natürlich auch an den Kämpfen und Kämpfern, die mich ganz besonders beeindruckten, möchte ich dich, liebe Leserin und lieber Leser, auf diesen Seiten teilhaben lassen. Sei mir dazu herzlich willkommen – und: »Box!«

Frank Nussbücker



KAPITEL 1

DAS BOXEN IN MEINEM LEBEN





Weil mit Ali und Onkel Rolf alles anfang

Wie fing alles an? Vielleicht damit, dass ich als Achtjähriger zufällig »Thrilla in Manila« am heimischen Fernseher verfolgte? In jedem Fall begann ich an jenem Nachmittag, Muhammad Ali, den Sieger jenes Kampfes auf den Philippinen, nicht zu mögen.

Oder sage ich besser: Alles begann an einem sommerlichen Vormittag mit meinem Onkel Rolf. Onkel Rolf arbeitete in der LPG meines thüringischen Heimatdorfes und war für mich vaterlos aufgewachsenen Jungen der stärkste Mann der Welt, den ich persönlich kannte. Noch heute sehe ich es vor mir, wie er an jenem Vormittag auf dem ehemaligen Großbauernhof vor mir steht, den linken Fuß vorn, seine mächtigen Arme zur Deckung erhoben, den Blick gierend auf mich Steppke gerichtet, als fordere er mich zum Kampf.

Als Onkel Rolf so in für meine Augen perfekter Boxerpose vor mir steht, kann ich nicht anders, als ihn staunend anzustarren. Derart überwältigt bin ich vom Anblick dieses Kämpfers. Als ich wieder sprechen kann, sage ich: »Weißt du wa-has? *Du* könntest gegen Muhammad Ali antreten!«

Augenblicklich ließ Onkel Rolf, geschüttelt von einem kräftigen Lachanfall, seine Deckung fallen. »Der soll mich wohl doht-schlahren?«, röhre er in seinem angenehmen thüringischen Bass. Onkel Rolf kriegte sich vor Lachen kaum ein, dabei hatte ich jene Kampfanzetzung völlig ernst gemeint. Ja, mehr noch, ich war besetzt von der Vorstellung, mein superstarker Onkel würde diesem überheblichen amerikanischen Großmaul endlich mal den Mund stopfen. Diesem Mistkerl, der bei Fernsehaufritten vor dem Kampf seinem Gegner ständig ins Wort fiel, sich über ihn lustig machte, ihn lauthals verspottete. Ich dagegen wollte, dass er fair mit seinen Kontrahenten umging. Ich war bis dato behütet aufgewachsen, ich hatte keine Ahnung vom wahren Leben.

Wie auch immer, Ali tönnte, verhöhnnte – und gewann unbeirrt jeden seiner Kämpfe und mir wurde in jenem Augenblick auf dem ehemals großbäuerlichen Hof klar: Wenn diesem Unhold irgendjemand Einhalt gebieten konnte, dann der Welt stärkster Mann – mein Onkel Rolf!

Ich sah die alles entscheidende Begegnung der beiden vor mir: Ali tänzelte in seiner albernen kurzen Hose und mit freiem Oberkörper durch den Ring, um meinen Onkel bedingungslos zu attackieren, sobald der ihm eine Gelegenheit dazu bot. Onkel Rolf ließ seinen Gegner ebenfalls nicht aus den Augen. Mächtig wie ein Felsblock stand er da, seine Füße in den schweren, filzgefütterten Gummistiefeln, darüber seine abgewetzte blaue Latzhose, die er im Schweinestall wie auf dem Fahrersitz seines Mähdreschers trug. An den Händen hatte er, genau wie Ali, Boxhandschuhe.

Ali tänzelte also wild herum. Onkel Rolf behauptete die Ringmitte, deckte Gesicht und Oberkörper mit seinen riesigen Händen und drehte sich jeweils so, dass ihm sein Gegner nichts anhaben konnte. Klar, Ali war schneller und gewandter. Was ihm fehlte, war die pralle Urkraft meines Onkels Rolf. Beide erschienen sie mir unbesiegbar – und doch würde am Ende nur einer von ihnen siegreich die Arme hochreißen, während der andere geschlagen den Ringstaub schmeckte. Zwei unüberwindliche Helden, welcher von beiden würde dies auch nach dem Kampf sein? Wer also würde gewinnen und auf welche Weise?

Nichts auf der Welt erschien mir in jenem Augenblick begehrenswerter, als den von mir herbeifantasierten Kampf dieser beiden absoluten Superhelden leibhaftig mitzuerleben. Selbst eine mögliche Niederlage meines geliebten Onkels konnte mich da nicht abschrecken. Außerdem würde er doch garantiert gewinnen ... oder etwa nicht? Beim Himmel, ich wusste es nicht und wollte des Rätsels Lösung unbedingt mit eigenen Augen und allen anderen Sinnen erleben! Genau das ist es, was für mich bis heute den ungeheuren Reiz dieses Sports ausmacht, dem ich mich nicht entziehen kann.

Seit jenem Sommervormittag Mitte der 1970er-Jahre sah ich mir jeden Boxkampf an, den ich irgend erhaschen konnte. Ob Weltmeisterschaft im Schwergewicht, die zumeist in Amerika ausgetragen wurde und wegen der Zeitverschiebung bei uns erst gegen vier, fünf Uhr am Morgen begann, ob Chemie- oder TSC-Pokal, Europa- oder Weltmeisterschaft der Amateure – wann immer ich es hinbekam, saß ich rechtzeitig vorm Fernseher, um keine Sekunde des jeweils alles entscheidenden Kampfes zu verpassen. Meine Helden jener Tage und Jahre hießen Smokin Joe Frazier, Ken Norton, Karl-Heinz Krüger, Stefan Förster, Uli Kaden, Richard Nowakowski und der Größte von allen: Theófilo Stevenson.

Egal, ob Welt- oder Kreismeisterschaft, ob Madison Square Garden oder eine Turnhalle in meiner Heimatstadt – wann immer zwei Helden, und das ist für mich ein jeder, der das gefährliche Abenteuer eines Boxkampfes furchtlos in Angriff nimmt, vor meinen Augen in einen Boxingring stiegen, bewegte mich die Frage: Welcher der beiden hat jetzt gleich die bessere Idee, um den Kampf für sich zu entscheiden? Welches Szenario hatte das Schicksal hier geschrieben?

Dass ich mich eines Tages höchstselbst in dessen Hände begab, indem ich mir die meinen bandagierte und mir Boxhandschuhe anziehen ließ, verdanke ich dem mir ansonsten überaus verhassten Unterrichtsfach Sport, aber das ist schon wieder eine andere Geschichte.



Weil ich beim Boxen zum ersten Mal gern die Turnhalle betrat

Ich selbst zählte mich in keinem Fall zu jenen Helden, die es draufhatten, die Gefahr eines Boxkampfes auf sich zu nehmen. Ja mehr

noch, der schlimmste Teil meiner Schulzeit waren zweifelsohne die Unterrichtsstunden in der Turnhalle. Jede Woche sah ich mich endlose 90 Minuten lang gefangen in dieser überdimensionierten Folterkammer mit ihren Instrumenten Sprossenwand, Kasten, Kletterstange und Handballfeld. Damit nicht genug! Warteten in dem staubigen Geräteraum Barren, Reck, Pferd und der Bock darauf, mir die engen Grenzen meiner körperlichen Leistungsfähigkeit aufzuzeigen. Geräteturnen, Staffelspiele, Handball – ich schätzte mich glücklich, machte ich mich einmal nicht durch herausragend schlechte Leistungen lächerlich wie die Pechmarie bei Frau Holle.

Ich war ein Meister in Sachen sich selbst erfüllender Prophezeiungen: Weil ich so derart unsportlich bin, fange ich keinen Ball, bin ich bei Staffelspielen die größte Niete und breche mir beim Bockspringen an diesem vierbeinigen Monster sämtliche Gräten. Folglich zählte ich beim Auswählen der Handball-, Fußball- oder Staffelspielmansschaften zu den beiden letzten Mauerblümchen, die lediglich als fünftes Rad des jeweiligen Teams fungierten. Immerhin dem Bruch meiner Knochen ging ich aus dem Weg, indem ich den Sprung über den Bock konsequent verweigerte.

Eines Tages empfing uns der Sportlehrer, ein drahtiger Draufgänger mit Errol-Flynn-Schnauzbart, den wir den Graf nannten, zum Begrüßungsritual an der Mittellinie mit einem großen, prall gefüllten Stoffsack. »Die nächsten drei Wochen werden wir boxen«, lüftete der Graf das Geheimnis um des großen Sackes Inhalt, aus dem er nun jedem von uns ein Paar abgetragene Boxhandschuhe zuwarf.

»Erstes Kapitel: die Grundstellung!« Der Graf stellte seinen linken Fuß nach vorn, den rechten leicht versetzt dahinter. Mit einem Nicken deutete er uns an, es ihm gleichzutun.

Nun beugte der Graf leicht die Knie und ließ seine Füße in kleinen Schritten über den Hallenboden gleiten. »Ihr müsst beweglich sein!«, rief er uns zu. »Dabei solltet ihr jedoch tunlichst vermeiden, eure Füße zu weit vom Boden zu entfernen oder gar zu springen.

Erwischt euch der Gegner, wenn ihr mit beiden Füßen in der Luft seid, haut er euch aus den Latschen.«

Nebeneinanderher tänzelten wir über den Boden. Vielleicht, weil ich durch unsere Anordnung entlang der Mittellinie nicht sehen konnte, dass es alle anderen – wie immer – von vorn herein besser hinbekamen als ich, machte mir das Ganze sogar Spaß. Bisher hatte ich mir Boxen immer als das tumbe Austeilen von Faustschlägen vorgestellt. Dieses Tänzeln hingegen hatte, zumindest beim Grafen, etwas ungeahnt Elegantes.

»Mindestens ebenso wichtig wie das Schlagen ist das *Vermeiden* von Schlägen«, eröffnete der seine nächste Lektion. »Seid ihr Rechtshänder, ist die Rechte eure Schlaghand. Sie kommt rechts vors Kinn, den Kopf schön tief runter. Die Augen weit auf, Ellenbogen nahe am Körper, bietet ihr wenig Trefferfläche und habt freien Blick auf euren Gegner. Die Linke ist eure Führhand, sie kommt leicht versetzt vor die Rechte – und los!«

Tänzelnd erhoben wir unsere Hände zur Deckung und ließen unsere Haltung vom Grafen korrigieren. Schnell wurden mir die Hände schwer und wollten hinuntersinken. Ein kurzer Seitenblick verriet mir, den Jungs neben mir erging es nicht anders. »Die Hände oben lassen!«, rief der Graf. »Das ist im Ring eure Lebensversicherung.

Anschließend übten wir unseren ersten Schlag, die linke Gerade. Zunächst jeder für sich an der Mittellinie, anschließend paarweise. Der eine schlug seine Linke in die geöffnete Rechte seines Gegenübers, dann sammelte der Graf die Boxhandschuhe auch schon wieder ein. Die Stunde war wie im Flug vergangen. »Zum nächsten Mal besorgt sich jeder aus der Spowa³ ein Paar Boxbandagen!«, schickte uns der Lehrer nach dem »Sport frei!« in die Umkleidekabine.

Lag es womöglich daran, dass wir jeder für sich allein die Lektionen des Grafen absolvierten? In jedem Fall machte mir das Ganze Spaß, und weil ich so vertieft ins Training war, hatte mein Geist keine Chance, mir klarzumachen, dass ich zweifelsohne auch in

dieser Disziplin der Schlechtesten von allen war. Ja, dieses Boxen interessierte mich! Es sah elegant aus und zu tänzeln machte mir, nachdem ich es einigermaßen hinbekam, sogar Spaß. Das Üben des jeweiligen Schlags – der linken Geraden folgte der rechte Haken, sowohl aufwärts wie zur Seite – hätte ich eindeutig meditativ genannt, wenn ich dieses Wort bereits benutzt hätte. Zum allerersten Mal betrat ich die Turnhalle frohen Mutes und – ja – ausgesprochen gern!



Weil mich mein erster Kampf lehrte, mit meiner Angst zu leben

In der dritten Woche folgte der Pflicht die Kür: ein Übungskampf. Der Graf stellte die Paarungen zusammen. Ich bekam es mit Scholle zu tun. Der stand in der Jungenriege einen Platz vor mir. Ein drahtiger, durchtrainierter Junge, der in Sport zwar besser als ich war, jedoch dank seiner langen Nase und der vorstehenden Oberlippe bei den Mädchen noch tiefer im Kurs stand.

Das war jetzt egal, da wir uns in dem aus den Körpern unserer Mitschüler gebildeten Ring gegenüberstanden. Ich hatte mich nie zuvor richtig geprügelt. Meine Angst davor, in einer Schlägerei eins auf die Fresse zu bekommen, war nahezu ebenso groß wie die Furcht, mir beim Bockspringen sämtliche Knochen zu brechen. Meine Knie waren weich wie Gummi, im Bauch rumorte meine Angst vor Scholles Schlägen.

Der Graf gab den Ring frei, und wir tänzelten aufeinander zu. Kurz darauf traf mich Scholles erste Gerade zwischen den Augen. Der nachgezogene Haken haute mir meinen rechten Boxhandschuh gegens Kinn. Ich lief gegen eine Wand. Falsch! Nicht ich war es, der sich bewegte. Die Wand bewegte sich gegen mich, die Wand aus Scholles Schlägen. Hatte der Kerl überhaupt Boxhandschuhe

an? Seine Schläge waren hart, trafen mich an der Stirn, dem Unterkiefer – der ganze Kerl war so hart wie Holz, merkte ich, als mein gesenkter Kopf auf seine Schulter traf.

Als der nächste Schlag meine Nase erbeben ließ, war in meinem Kopf kein Platz mehr für meine so überaus treue Begleiterin, die Angst. Scholle hatte sie geradewegs aus mir herausgeprügelt. Wieder ein Treffer – in meinem Mund ein salziger Geschmack, etwas platzt in meiner Magengrube, doch ich spüre keinen Schmerz, im Gegenteil. Mir ist, als habe tief in mir gerade etwas sein Gefängnis verlassen, in dem es eingesperrt war, solange ich denken kann. Dieser Mistkerl hatte mich voll erwischt, nun wollte auch ich ihm ordentlich was einschenken. Während ich mit der Rechten aushole, trifft mich Scholles Linke erneut. Ich reiße beide Fäuste zur Deckung hoch und sehe zu, dass ich aus seiner Reichweite komme.

Jetzt muss mir schleunigst was einfallen. Spüre ich doch, der Graf ist kurz davor, den Kampf aufgrund Scholles drückender Überlegenheit abzubrechen. Sicher haben die meisten meiner Mitschüler mittlerweile ordentlich Angst um mich Weichei. Hörte ich nicht gerade ein »Gib auf! Der bricht dir das Jochbein!«? Alles, nur jetzt nicht den Kampf abbrechen! Ich drücke mein Kinn runter auf die Brust, reiße die Unterarme vors Gesicht, die Oberarme decken so gut es geht meinen Körper. In dieser Stellung mache ich einen Satz nach links, dann einen nach hinten. Scholles Faust saust ins Leere. Meine Füße gleiten über den Hallenboden. Eine Atempause, dann steht Scholle wieder vor mir. Er hat den Mund offen und knallt mir seine Führungshand auf die Handschuhe. Dann drischt er gegen meine Stirn. Wieder ein Treffer, aber er tut nicht weh.

Ich warte, bis Scholle seine nächste Aktion bringt, und schlage meine Linke in die dabei in seiner Deckung aufklaffende Lücke. Kurz darauf fliegt meine Rechte heraus. Sie trifft auf etwas Hartes, Sprödes – etwas, was sich bei aller Härte überaus zerbrechlich anfühlt. Das muss Scholles Kinn gewesen sein, oder? Keine Antwort von seinen Fäusten. Ja Mensch, durchfährt es mich, das war ein

Treffer! In meinen Ohren tost etwas, was wie Beifall klingt. Ein gellender Pfiff beendet die Runde.

Pumpend wie ein Maikäfer taumele ich in meine Ecke. Meine Knie sind wieder schrecklich weich, jetzt jedoch nicht aus Angst, sondern vor Erschöpfung. Mein Kumpel Berge redet auf mich ein. Der Schwall seiner Worte klingt nach Instruktionen für den Kampf, doch ich vermag nicht, ihm auch nur eine Silbe lang zuzuhören. Das Blut rauscht in meinen Ohren, meine Arme hängen an mir herunter wie ausgeleierte Gummistrippen, an deren Ende ein übermäßig schweres Gewicht baumelt. Um Himmels willen, was mache ich hier? Und vor allem: Wie soll ich diese Tortur eine weitere, unendlich lange Runde durchhalten?

Wieder ein Pfiff, zurück in den Ring. Auf ein Neues attackiert mich Scholle mit seinen Fäusten, doch jetzt halte ich von Anfang an dagegen. Keine Wand, eine Welle aus Schlägen bricht über mich herein. Ich weiche ihr aus, um kurz darauf wieder mitten in sie hineinzuspringen. Arme hoch und schlagen, Gerade oder Haken, Hauptsache, schlagen, meiden, blocken, wieder schlagen. Es rauscht in meinen Ohren, meinem ganzen Leib. Aus weiter Ferne höre ich, wie sie uns anfeuern. Eine tosende Brandung aus verzerrten Stimmen. »Hau ihn auf die Fresse«, kreischt eine hohe Mädchenstimme. Mehr verstehe ich nicht. Meine bei jedem Schlag schwerer werdenden Arme lernen schnell dazu. Haken brauchen weniger Kraft. Meine Arme verwandeln sich erneut in Gummiseile. Blitzartig schleudern sie heraus und bringen ihr schweres Ende, meine Fäuste, ins Ziel. Auch Scholle landet weiter seine Treffer.

In der Pause zur dritten und letzten Runde weiß ich: Ich werde diese zwei Minuten bewältigen. Auch körperlich fühle ich mich weitaus besser als nach der ersten. Endlich der Pfiff: »Ring frei!« Während wir erneut aufeinander einschlagen, erlebe ich in meinem Kopf eine angenehme Leichtigkeit, wie ich sie selten zuvor – und niemals in dieser Halle – erlebte. Scholles und mein Körper ergehen sich in einem Gespräch ohne Worte, dafür mit grenzenlos ehrlicher

Hingabe. Geben ist seliger denn nehmen. Wie abgrundtief begreife ich in diesen Augenblicken den wahren Sinn dieser Worte.

Am Ende der 3. Runde schließen wir uns unter dem Jubel unserer Mitschüler in die Arme. Mir blutet die Lippe, Scholles rechtes Auge zeigt die deutlichen Vorboten eines Veilchens. Wir beide kennen uns von nun an besser, als wir es je mit Worten ausdrücken können.

Meine Angst vor dem Schmerz hatte mich an diesem Tag keineswegs verlassen. Aber von nun an wusste ich, sie war nur *ein* Teil des Ganzen. Einer, der dazugehörte – und der rasch verflog, hatte der Kampf erst begonnen. Ich würde niemals ein ausgesprochen guter Boxer werden, und doch half mir meine Begegnung mit diesem Sport, mit meiner übermannsgroß anmutenden Angst auszukommen – nicht nur in der Turnhalle.



Weil mir das Boxen in der Schule jedwede Langeweile vertrieb

Mochte der Unterrichtsstoff mitunter noch so öde sein, Langeweile in der Schule kannte ich über Jahre hinweg nicht – vor allem dank ihm. Ja natürlich, ich rede hier von dem Größten aller Zeiten. Mehr als ein Jahrzehnt beherrschte er das Schwergewicht nach Belieben, heimste er nationale wie internationale Titel ein wie bis zum heutigen Tage kein anderer Boxer dieser Welt. Siegreich in gefühlten 111 Weltmeisterschaftskämpfen, ferner acht deutsche Meisterschaften sowie fünf Siege beim legendären PBC-Pokal zieren seinen Kampfrekord. Die Rede ist von Oliver Kniebleich, *dem* Superhelden meiner ganz persönlichen Boxsport-Historie.

Selbige füllte am Ende ein halbes Dutzend eigenhändig von mir vollgemalter Kladden im DIN-A5-Format. Die passten gut in die Schultasche und, ganz wichtig, sie waren kleiner als das Gros der

Lehrbücher. Näherte sich ein Lehrer meinem Platz, legte ich schnell ein solches über mein geschichtsschreiberisches Werk. Nicht von ungefähr zeichnete ich den größten Teil meiner Boxbücher während des Unterrichts.

Saison für Saison verewigte ich in meinen Kladden. In jede passen etwa vier Jahrgänge. Jede Saison begann mit den »Deutschen Meisterschaften im Boxen«, bei der acht Kämpfer im K.-o.-System den nationalen Meister ermittelten. Über viele Jahre dominierten hier die Kämpfer des PBC. Dieses Kürzel hatte nichts mit den frömelnden Gutmenschen der »Partei Bibeltreuer Christen« zu tun, sondern stand für »Pfeifenraucher-Box-Club«. Oliver Kniebleich sowie seine beiden Nachfolger auf dem nationalen Thron, Hans Kraftstulle und Horbert Sorbier, boxten unter der Flagge des PBC. Die Pfeifenraucher waren allesamt abgeranzt daherkommende Männer mit Glatze und Bartstoppeln, die ihre Mitmenschen mittels permanentem Pfeifenrauchabsonderns terrorisierten. Olli und die anderen nahmen ihre Rauchgeräte einzig während ihrer Auftritte im Ring aus dem Mund.

Daselbst leistete ich mir in meinen Boxchroniken einige Extravaganzen. So verfügte besagter Hans Kraftstulle, ein kleiner, schwächtiger Kerl mit kurzen Armen, über eine äußerst effiziente Spezialwaffe. Zwischen seinen Boxhandschuhen und Unterarmen verbargen sich mächtige, im Normalfall unsichtbare Stahlfedern. Hans stellte sich außerhalb der Reichweite seines Gegners auf. Sobald er die Chance zu einem Treffer sah, ließ er den Stahlfedern freien Lauf und verfügte blitzschnell über eine enorme Reichweite. Wie Blitze schossen seine Hände heraus und erzielten mitunter eine enorme Wirkung, bevor sie ebenso abrupt wieder in ihre Ausgangslage zurückschnellten und Kraftstulle lediglich ein schwächtiger Kerl mit kurzen Armen und Stoppelschädel war.

Hans brachte es dank seiner Stahlfeder-Hände immerhin auf zwei deutsche Meisterschaften und einen sechsten Platz in der seinerzeit äußerst stark besetzten Weltrangliste. Nicht ganz so er-

folgreich verlief die Karriere seines Clubkollegen Herbert Stechbrennerschinken. Auch dessen Boxhandschuhe, mit jeweils fünf superspitzen Spezialspikes ausgestattet, vermochten jedweden Gegner äußerst schmerzhaft zu treffen.

Der Deutschen Meisterschaft folgte der »PBC-Pokal in Rudendudel«, Letzteres ein meiner Fantasie entsprungenes Pisskaff. Dessen ungeachtet, war dieses Turnier international wie äußerst prominent besetzt. Stars wie Sergej Iwanowitsch Chachsan aus der UdSSR, der Argentinier Aguala Nussgorillio, Fidel Castero aus Kuba, Mexikos Stolz Hegown Gonzalez oder der riesige Chinese Soranj du Shen-Shen Hunon gehörten zu seinen Stammgästen. Gegen Ende der Blütezeit des Pfeifenraucher-Box-Booms erlangte der PBC-Pokal den Rang eines WM-Turniers. Die 16 besten Boxer der – bei mir stets gewichtsklassenübergreifenden – WM-Rangliste kürten hier, ebenfalls im K.-o-System, den neuen Champ oft the World. Bis dato hatten meine WM-Kämpfe jeweils in der turnierfreien Zeit nach meinen beiden Meisterschaften stattgefunden.

Alle wichtigen Kämpfe erlebte ich live mit, indem ich sie höchst selbst Bild für Bild aufs Papier zauberte. Für einen Fight unterteilte ich zwei Buchseiten meiner linierten Kladden in insgesamt 14 Teile, indem ich alle drei Zeilen eine Trennlinie zog. Diese 14 Teilbilder markierten die Dauer des Kampfes, sofern der über die volle Distanz ging. Auf dem ersten Bild standen sich beide Kontrahenten mit erhobenen Boxhandschuhen gegenüber. Jedes zeigte ausschließlich ihre Köpfe und Oberkörper, sprich sämtliche Trefferflächen. Auf dem zweiten Bild brachte einer der Boxer seine erste Attacke. Das Schicksal führte meine zeichnende Rechte und entschied darüber, wer schlug und auch, ob er Kopf, Körper oder nur des Gegners Deckung traf. Derart ging es weiter, bis ein Mann k. o. ging oder nach 14 Bildern mit dem Schriftzug »Doingg!« der Schlussgong folgte. Dann zählte ich die Treffer und schrieb das offizielle Urteil.

Es war wichtig, dass ich den gesamten Kampf in einem Zug zeichnete, denn jedes Teilbild bestimmte durch seinen Strich den

Inhalt des nächsten. Nur so folgte jeder Fight seiner eigenen Dramaturgie. Natürlich fieberte mein Herz stets für einen der beiden Boxer, was jedoch keinesfalls bedeutete, dass dieser am Ende auch siegte. Ich weiß noch genau, wie mir fast die Tränen kamen, als Olli Kniebleichs WM-Kampf gegen den mächtigen Japaner Hong Suang Dey-Dey eine dramatische Wendung zu Ungunsten meines größten Boxers aller Zeiten nahm.

Nur wenige Tage nach Oliver Kniebleichs erster K.-o.-Niederlage nahm mich mein Schulfreund Berge, der wie einige andere Jungen und Mädchen der Klasse mittlerweile lebhaften Anteil an meinen Boxbüchern nahm, zur Seite. »Ich glaube, Olli sollte jetzt sterben«, vertraute er mir an. Das leuchtete mir ein. Noch am Nachmittag zeichnete ich die Beerdigungsfeierlichkeiten. Sie nahmen, genau wie jeder wichtige WM-Kampf, exakt zwei Buchseiten ein. Auf dem ersten Bild war Oliver Kniebleichs aufgebahrter Leib zu sehen. Dann zeichnete ich, wie viele seiner Kollegen, Wegbereiter und Gegner gemeinsam den riesigen Sarg zur ausgehobenen Grabstelle trugen. Zu den Trägern gehörten unter anderem Hong Suang Dey-Dey, Hegown Gonzalez, Sergej Charykin aus der UdSSR und der US-Star Joe Gummikralle. Pfarrer Ibo Hompenbuss und Odo Herberts, Chef des PBC, hielten die Trauerreden. Die von Herberts endete mit den Worten: »Oliver war ein guter Sportler. Auch hatte er einen sehr guten Charakter und war hilfsbereit.« Das war zweifelsfrei der einschläfernde Beurteilungssound aus meinem Zeugnisheft. Ollis Bezwinger Dey-Dey bekräftigte am Ende seiner Trauerworte: »Oliver war zwar mein Konkurrent, aber auch gleichzeitig mein Freund.«

Ollis früher Abgang war für alle seine Fans, insbesondere für Berge und mich, ein tiefer Schock, und doch kam er keinesfalls aus dem Nichts. Eine vorab in meiner Kladde veröffentlichte Pressemitteilung hatte die Vermutung enthalten: »Die Ursachen für seinen Tod sind wahrscheinlich in seinem starken Pfeiferauchen zu suchen.«

Vor allem aber war Oliver Kniebleichs Beerdigung tagelang *das* Pausengespräch in meiner Klasse. Fortan hatte ich so viele Box-interessierte um mich, dass ich große Kämpfe nur noch in den Pausen zeichnen konnte, denn selbstredend wollten auch die anderen live dabei sein, wenn ich meine rechte Hand die nächste Deutsche oder gar Weltmeisterschaft im Boxen zelebrieren ließ. Dank jener Kladden, die sich noch heute in meinem Besitz befinden, verlebte ich über Jahre hinweg eine äußerst kurzweilige Schulzeit.



Weil ich doch noch zu Ali fand

Als ich Muhammad Ali 1975 am Fernsehbildschirm kennenlernte, hatte »Der Größte« bereits den größten Teil seiner Ringkarriere hinter sich. Ich mochte ihn, wie gesagt, überhaupt nicht, und sah ich einen seiner Kämpfe, wollte ich nur eines: dass endlich einer dieses Großmaul schlug. Es ging mir mit dem »alten« Ali, der ein Jahr zuvor den ihm von seiner Regierung geraubten WM-Titel zurückerobert hatte, auf den ersten Blick wie vielen, vor allem weißen Amerikanern, die einst den jungen Ali gehasst hatten. Allerdings hatte meine Abscheu nicht das Geringste mit Alis Religion oder gar seiner Hautfarbe zu tun. Ich war Fan von Teófilo Stevenson, dem schwarzen Kubaner, der Nummer 1 der Amateure.

Ich mochte es einfach nicht, dass Ali auf den Pressekonferenzen so herumschrie, dass er bei gemeinsamen Fernsehauftritten seine Gegner verhöhnte, ihnen ins Wort fiel, sie mitunter gar beim Schlafittchen packte. Für den Witz seiner Shows war ich viel zu naiv. Ich sah nur einen überaus bösen Mann, der anderen das Wort verbot und das offenbar sogar durfte. Aus meinem eigenen Leben kannte ich viele, die selbiges mit mir taten. Onkel Wolfhart zum Beispiel, der mir gegenüber immer recht hatte, weil er erstens ein

Erwachsener und zweitens Lehrer von Beruf war. In meiner Schule versuchten eine ganze Reihe seiner Berufskolleginnen und -kollegen, meinen Freunden und mir mit Alleinherrscher-Stimmen zu erklären, wer in der Welt die Guten und wer die Bösen waren. Dass wir Jungs unbedingt drei Jahre zur Nationalen Volksarmee müssten, um unser Land wie den Weltfrieden gegen all die Bösen zu verteidigen, war ja wohl das Mindeste, was wir undankbaren faulen Säcke dem uns päppelnden Staat der Arbeiter und Bauern zurückzugeben hatten!

Mein Schulfreund Willi nahm sich meiner Ali-Abscheu an, indem er mir vom mächtigsten aller Boxer erzählte, der nur darauf warte, es dem Großmaul endgültig heimzuzahlen: »Alle Kenner wissen, der Allergrößte ist dieser Riese, den alle nur ›Jumbo‹ nennen. Noch sitzt Jumbo im Knast, aber in seiner Zelle hängt ’n Sandsack. Außerdem verprügelt er jeden Tag ein Dutzend schwer bewaffneter Wärter, um sich für den Tag der großen Abrechnung mit Ali in Form zu halten.«

Ich nehme an, Willi meinte mit jenem sagenumwobenen »Jumbo« den Exchamp Sonny Liston. Den jedoch hatte Ali zweimal im Ring verprügelt. Außerdem war Liston seit dem 30. Dezember 1970, also bereits seit etlichen Jahren, tot. Das allerdings wusste ich damals nicht. Und wenn, dann hätte ich es nicht wissen *wollen*, denn die Hoffnung stirbt bekanntlich zuletzt, und die hieß für mich nun mal Jumbo!

Mein Hass auf den großen »Mundverbietler« Muhammad Ali endete an jenem Tag, da ich seine Autobiografie *Der Größte* in die Hand bekam. Das war Anfang der 1980er, und der Boxer Ali hatte seine Handschuhe längst an den berühmten Nagel gehängt. Nach einer Schulaufführung zu Ehren des deutschen Dichterstars Johann Wolfgang von Goethe, in der ich oben auf der Bühne einen tumben österreichischen General sowie den mindestens ebenso dämlichen Schüler aus Goethes *Faust* mimen durfte, wusste ich zum ersten Mal in meinem Leben, was ich werden wollte: Schauspieler! Wie staunte

ich darüber, genau hier in Muhammad Ali einen Bruder zu sehen. Seine große Klappe, all die Wutausbrüche und Beinahe-Schlägereien vor laufender Fernsehkamera – all das hatte er meisterhaft *gespielt!*

Er war diesen Weg gegangen, um sich den großen Boxpromotern zu empfehlen – ja mehr noch, er drängte sich ihnen mit seiner Show derart auf, dass die gar nicht anders konnten, als große, lukrative Kämpfe mit *ihm* zu besetzen. Der Schauspieler Ali hatte dem Boxer Ali die guten Jobs besorgt – und der Boxer wusste, was es bedeutete, derart in Szene gesetzt, auf der großen Bühne den Bösen zu geben: »Ich habe Angst, (...), weil ich nach der Angeberei, nach den Prophezeiungen und dem Wunsch der Zuschauer, mich verprügelt zu sehen, tief in der Klemme sitze. Wenn ich verliere, jagen sie mich aus dem Land. Ich hocke auf einem dünnen Ast und weiß, daß ich gewinnen muß. Da stehe ich nun im Rampenlicht und hab Todesängste. Aber das wissen nur wir beide«⁴

In jenem Absatz seines Buches sprach Ali zu seinem engen Vertrauten True »Bundini« Brown – und zu mir, seinem Leser und Komplizen. Denn wenn ich oben auf der Bühne stand, wollte ich dort nichts anderes als er. Ich wollte glänzen, meine Rolle so spielen, dass keiner meiner Zuschauer mich je vergaß. Und ganz sicher hätte ich nicht das Geringste dagegen einzuwenden gehabt, wäre der Direktor eines großartigen Theaters nach der Vorstellung zu mir gekommen, um mich an seinem Haus zu engagieren. Das ist nie passiert, und doch denke ich, dass ich dem Publikum fast immer eine gute Show bot. Und wer weiß, ohne die Bühne wäre ich womöglich etliche Jahre länger Jungfrau geblieben. In jedem Fall verstand ich jetzt, warum Muhammad Ali mich einst zu einem Mitglied seiner millionenstarken Gegnerschaft gemacht hatte.